

III Das Dritte des Denkens

Hat Denken einen Gegenstand, in dem wir nicht schon selbst steckten und er in uns? Wir können uns als Denkende nicht aus dem Gedachten heraushalten. Zugleich ist das Gedachte nur ein Provisorium in Hinblick darauf, was immer noch zu denken bleibt. Auf diesen Rest hin denken wir weiter – sind wir uns selbst kraft unseres Denkens voraus. Umgekehrt heißt dies, dass wir unserem eigenen Denken nachzufolgen haben. Nicht nur, dass wir in dem Maße uns voraus sind, wie wir uns selbst gegenüber verspäten; wir stehen bei uns selbst ›im Wort‹.

Selbstkontinuität und Differenzverarbeitung

Denkend vergesse ich mich ans zu Denkende. Ich sehe offenen Auges von mir ab und gehe dabei doch umso tiefer in mich. Je bewusster ich mich der Selbstvergessenheit überlasse, desto eigensinniger, unverwechselbarer wird mein Denken. Zugleich bekommt das Eigene fremde, anonyme Züge: Ich überrasche mich mit mir selbst. Ich hätte in diesem Augenblick von mir selber gelernt. Ich wäre, mir voraus, mir selbst gefolgt.

Denkend vollziehe ich auf selbstbestimmte Weise eine mich bestimmende Innen-Außen-Differenz. Indem ich sie vollziehe, lasse ich in meiner Person Innen und Außen sich durchdringen. Damit vertiefe ich die empfundene Innen-Außen-Differenz noch. Je deutlicher ich sie spüre, desto schmerzhafter erfahre ich sie; desto mehr aber auch weiß ich mich vom Schmerz – als einem Mittler zwischen Innerem und Äußerem, Vorstellungen und Wahrnehmungen¹ – gehalten. Eine Sicherheit, aus der heraus ich beginnen kann, mich dem jeweils zu Lernenden zu öffnen: zu denken. Ich beginne, was mir von außen her zu denken gibt, einerseits mit dem, was mich von dorthin anspricht oder abstößt, andererseits mit dem, was ich selber an Ängsten und Hoffnungen mitbringe, abzuglei-

1 Vgl. Sigmund Freud: Das Ich und das Es. A.a.O., S. 291.

chen und in der Folge auszutragen. Mein Denkvermögen stellt hierbei ein Instrument der beidseitigen Distanzierung bereit, das mir erlaubt, das, was mit mir geschieht, und das, was von mir ausgeht, auseinanderzuhalten. Indem ich es auseinanderhalte, verstrebe ich es in mir. Dies erlaubt mir, mich gegenüber den Verhältnissen, von denen ich bestimmt werde, als souverän zu erweisen: Ich synchronisiere meine mitgebrachten Ängste, Wünsche und Erinnerungen mit den Überraschungen und Ansprüchen des äußeren Lebens.

Die von uns geleisteten Synchronisierungen von Innerem und Äußerem, Eigenem und Zugefallenem regeln unsere Individuationen. Damit entsprechen wir, und mit uns alles Lebende, dem Prinzip von Selbstkontinuität einerseits und zu reichender Differenzierung andererseits. So weiß sich der Affe in seiner instinktgeleiteten Jagd auf alles schwirrend Fliegende gleichwohl von der ihm gefährlichen Wespe fernzuhalten.² Auch wir müssen unsere Selbsteinheit auf dieses Dritte von Selbstkontinuität und Differenzverarbeitung hin immer neu gewinnen. Wie wir es schaffen, die uns jeweils bestimmende Differenz von innerem Antrieb und äußerer Anforderung zu erfassen, auszudrücken und zu bewältigen, wird unseren je eigenen Selbstumgang und Stil, eben unsere Individualität, ausmachen.

Denken ist nicht Sache von ›Denkern‹. Wir alle sind Philosophen unseres eigenen Lebens. Beziehungsweise: Die Philosophen sind bloß Protagonisten unser aller Vermögen zu denken. Denken ist vom Einzelnen zu leisten und als diese Leistung Allgemeingut. Es vereinzelt und verbindet gleichermaßen. Was uns voreinander vereinzelt, ist unser Inneres, aus dem heraus wir denken; was uns miteinander verbindet, ist unser aller Nötigung, denkend aus uns herauszugehen, als aus sich Herausgehende mit anderen aus sich Herausgehenden zu koexistieren. Per Denken entfalten wir uns zu den Personen, die wir der Möglichkeit nach für uns selber sind. Würde ich nicht denken, würde ich nie erfahren, wer ich bin bzw. sein könnte. Ich bliebe von allem Anfang an hinter meinem objektiven Selbst zurück in den aktuellen Grenzen meines subjektiven Selbst. Denkend entberge und entwickle ich Möglichkeiten der Weiterentwicklung nach innen wie nach außen, sowohl in meinen Empfindungsweisen als auch in der Entdeckung neuer äußerer Welten. Ich kann jene Empfindungen gar nicht von diesen Entdeckungen trennen – und umgekehrt: sei es auch negativ, dass meine Empfindungsweise gerade davon bestimmt ist, dass ich mich neuen Welten verschließe. Ich hätte mich mir selbst, meinem Drang, aus mir herauszugehen, mich draußen

2 Vgl. Ernst Mach: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen, S. 260f.

zu erproben, verschlossen. Ich hätte damit in gewisser Weise auch aufgehört zu denken.

Kann ich überhaupt aufhören zu denken? Ich müsste es *wollen*. Selbst wenn ich aber aufhören wollte zu denken, um mich spontanen, regellosen Vorstellungen hinzugeben – also frei zu assoziieren –, so sind doch diese Vorstellungen und Assoziationen nicht ziellos. Worauf wir verzichten, sind bloß unsere bewussten und gewollten Zielvorstellungen. Wir kommen aber nicht umhin, Ziele überhaupt zu verfolgen, und seien sie unbewusster Natur. Mithin ist auch unser Träumen – die »Traumarbeit«, wie Freud es nennt – schon eine Art Denken: eine Weise, uns selbst über Raum und Zeit hinweg voraus zu sein.³ So sehr Denken Schon- und Weiterdenken ist, heißt, aufhören wollen zu denken, sich an diesem Willen aktiv zu verausgaben und schließlich zu erschöpfen. Ironischerweise ist noch meine Erschöpfung Indiz eines Weiterdenkens, nur dass ich eben auf rückwärtige Weise, gegen mich selber, weiterdenke, »grübele«. Statt aus mir herauszugehen und mich etwas außerhalb meiner zu öffnen, schließe ich mich in meinem Denken ein. Ich finde in meinem Selbsteinschluss gleichwohl keine Ruhe; ich rotiere nur umso heftiger in meinem Inneren. Was aber treibt das Kreisen in mir an, wenn nicht Selbstverurteilung? Im Maße meines Selbsteinschlusses verberge ich sie vor mir selbst; in der Logik meiner Verschlossenheit gegenüber dem Außen wende ich sie in eine Anklage der Anderen, der Welt im Ganzen.

So wenig ich zu denken aufhören kann, so wenig kann ich auf Dauer mich, die Anderen, die Welt im Ganzen verurteilen. Ich müsste auch dies *wollen*. So sehr ich es wollen muss, so sehr könnte ich auch verzeihen. Dass ich verzeihen kann, zeichnet mich als freie – innerlich freie – Person aus. Meine Fähigkeit, zu verzeihen, entspricht derjenigen, zu versprechen. Verzeihen wie Versprechen setzen uns in ein Differenzverhältnis sowohl zur äußeren Wirklichkeit als auch zu uns selber. Indem wir etwas versprechen, machen wir uns und unseren Selbstbegriff von unserem Ausgeliefertsein an die faktische Welt unabhängig. Darüber, dass wir im gleichen Maße verzeihen können, stellen wir eben diese Unabhängigkeit vom Außen, wie sehr wir auch verstrickt in sie sein mögen, in uns wieder her. Nach Robert Spaemann* stellt der kontrafaktische Akt des Ver-

3 Vgl. Sigmund Freud: Die Traumdeutung. A.a.O., S. 86 und 504.

* Robert Spaemann (geb. 1927), deutscher Philosoph. Vertreter eines naturrechtlich-teleologischen Denkens und als dieser Kritiker des Szientismus. Schüler von Joachim Ritter (1903-1974). Erhielt 2001 den Karl-Jaspers-Preis der Stadt Heidelberg.

zeihens einen freien, schöpferischen Akt dar, über den wir uns immer wieder aufs Neue unsere innere Freiheit erschließen.⁴

Der schöpferische Akt ist zugleich ein Akt der Hingabe. Wir sind nur so weit schöpferisch, wie wir uns selber öffnen. Uns etwas öffnend, bejahen wir dies Etwas; wir bejahen es als *bejahenswert*: andere Menschen, die Welt, das Leben, uns selbst. So lähmend und destruktiv grübelndes Im-Kreis-denken ist, so konstruktiv und poetisch ist ein Denken, das sich der ihm selber zugrunde liegenden Differenz von Innen und Außen offenhält. Indem es sich ihr offenhält, erfährt das Denken die Differenz als etwas Halt Gebendes. Von der erfahrenen Innen-Außen-Differenz gehalten, öffnet sich das Denken sich selbst in Form einer sich aufbauenden Distanz zu sich. Gilles Deleuze* zeigt, dass Denken in eben dem Maße ein Modus der Bejahung ist, wie es Mittler einer Distanzierung ist.⁵ Umgekehrt kann es denn auch kein ›positives Denken‹ geben. Dies wäre schließend-identifizierend statt öffnend-distanzierend. Es handelt sich hierbei im strengen Sinne um gar kein Denken. Eher stellt es eine willentliche Beschränkung des eigenen Denkens an die Gebote von Egozentrik und Selbstbehauptung dar. Dies jedoch führt weniger zu Selbstentfaltung als zur Erschöpfung an einem Negativen, von dem sich ›positives Denken‹ glaubt absetzen zu müssen.

Erkennen und Verstehen

Denken, als Weiterdenken, ist nicht erschöpfbar. Es ist Mittel unserer Welt- und Weg unserer Selbsterschließung in einem. Es begleitet uns wie unsere Atmung, wie unser Lidschlag. Ihm folgend, folge ich einem Dritten von Innen und Außen, das mich aus meiner Bestimmtheit durch dessen Differenz hinausführt. Dieses Dritte stellt einerseits das Unerschlossene der Welt um mich herum dar, andererseits mein eigenes Nicht-angekommen-, Nicht-fertig-Sein. Denkend entbirgt sich mir so ein zweiwertiges Werden, nach innen wie nach außen hin, in welchem sich Inneres und Äußeres auf immer neue, unvorhersehbare Weise durchdringen. Ich werde deren Durchdringung immer erst nachträglich erfassen, d.h. mich denkend verspäten. Zugleich nehme ich die Durchdringung von Innerem und Äußeren an mir selbst vorweg, indem ich das, was mich von innen her antreibt bzw.

4 Vgl. Robert Spaemann: *Personen. Versuche über den Unterschied zwischen ›etwas‹ und ›jemand‹*. Stuttgart 1996, S. 251.

* *Gilles Deleuze* (1925-1995), französischer Philosoph des Wunsches und der Bewegung. Verfasste zusammen mit *Félix Guattari* (1930-1992) den »Anti-Ödipus«.

5 Vgl. Gilles Deleuze: *Logik des Sinns*. Frankfurt/M. 1993, S. 216.

blockiert, außerhalb meiner, im Umgang mit Anderen und der äußeren Wirklichkeit, durchexerziere.

Das Beieinander von Vorwegsein und Verspätung beschreibt das Verflochtensein von Denken und Lernen, Lernen und Werden. Das Dritte von Innen und Außen, dem mein Denken folgt – das es in seiner Artikulation an sich selber entfaltet –, ist das je zu Lernende und zu Bewältigende im Zuge und zum Zweck der eigenen Individuation. Es stellt sowohl die jeweils nächste Herausforderung als auch den jeweils nächsten sich öffnenden Ausweg dar. So auch sind Erkenntnisse begriffene – begriffliche – Auswege. Freud hat, wie gesehen, schon unser Träumen als eine Art Denken aufgefasst, das statt mit Rationalem und Bewusstheit mit Wünschen in Form halluzinativer Umsetzungen von vorbewusst Gedachtem befasst ist.⁶ Mit jeder Wunscherfüllung stellt sich heraus, dass sie mit dem Wunsch eines Anderen kollidiert. Im Maße dieses Zusammenstoßes kann die Erfüllung von Wünschen für den Wünschenden durchaus gefährlich sein: Er muss mit der Missbilligung dessen rechnen, dessen eigene Wunscherfüllung dadurch beschnitten und verletzt wird. Jeder Wunsch tritt im Tandem eines gegnerischen Wunsches auf, dessen Erfüllung für den jeweils Anderen ein Ärgernis darstellen kann.

Freud verweist auf Johann Peter Hebels* Märchen von den drei Wünschen als Paradebeispiel einer Wunschkollision und deren Auflösung.⁷ Danach verspricht eine gute Fee einem jungen, armen Ehepaar die Erfüllung dreier Wünsche. Das Paar plant zunächst, sie sorgfältig zu erwägen. Da weht abends ein Geruch von Bratwürsten von den Nachbarn herüber. Gedankenlos wünscht sich die Frau selber welche; schon bekommt sie sie. Über diesen Egoismus ist wiederum der Mann verärgert, der, nicht minder gedankenlos und egoistisch, seiner Frau als Strafe Bratwürste an deren Nase wünscht. Als dritten Wunsch haben sie nur mehr übrig, den angerichteten Schaden zu beseitigen, d.h. die Würste von der Nase der Frau wieder wegzubekommen. Die Aufgabe besteht mithin darin, die unmittelbare, egozentrische Wunscherfüllung zugunsten eines Dritten – im Märchen zugunsten des Glücks des Paares – aufzugeben. So genommen ist der jeweils noch verbleibende dritte Wunsch, der über das egoistische Wünschen hinausgeht, Sinnbild jenes Ausweges, den jederzeit das Denken bietet.

Denken führt übers Erkennen zum Verstehen. Beides zusammen ergibt Wissen. Wissen ist vorläufiges Wissen, bis es neuerlich von einem Denken, d.h.

6 Vgl. Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 14. Vorlesung: Die Wunscherfüllung. A.a.O., S. 217.

* *Johann Peter Hebel* (1760-1826), deutscher Schriftsteller und Mundartdichter.

7 Vgl. im Folgenden ebd., S. 219f.

Weiterdenken, suspendiert wird. Erkenntnis eröffnet uns etwas, während wir übers Verstehen uns ihm öffnen, es in uns eindringen, mit unserem Inneren verbinden lassen. Erkenntnis geht auf Äußeres, Objektives, während ich nur aus mir selbst heraus, subjektiv, irgendetwas verstehen kann. Erkenntnis ist ausschnittshafte, punktuelle Erkenntnis. Ich verstehe dagegen immer ganzheitlich, kraft der Ganzheit meines Verstandes, meiner Person. Meine eigene Ganzheit wird mir jedoch nie deutlich, nie äußerlich. Im Maße dieser Undeutlichkeit suche ich sie augenblicklich herzustellen bzw. wiederherzustellen, sobald ich mich etwa durch eine spezifische Erkenntnis infrage gestellt finde.

So sehr ich aufgerufen bin zu erkennen, erkennenderweise jemandem oder etwas gerecht zu werden, so wenig kann es meine Aufgabe sein, jemanden zu verstehen, wie dieser sich selbst versteht. Ich kann ihn immer nur auf meine Weise verstehen, sei es auch, dass ich, was ich zu verstehen suche, missverstehe. Ich verstehe auf eine Weise, die mich in die Lage bringt, Kohärenz in und außerhalb von mir herzustellen. Wenn ich gezwungen werde, mein Verstehen zu korrigieren, so deswegen, weil ich auf Dauer mit einem falschen Verständnis von etwas oder jemandem nicht ›durchkäme‹. Nicht zuletzt um meiner sich immer wieder neu herzustellenden Selbsteinheit willen bin ich gezwungen, mein Verständnis von etwas oder jemanden von einer Erkenntnis aufstören zu lassen: etwa eine Erkenntnis über die Art meines Verstehens zu erlangen und so einen Prozess des Weiterdenkens in Gang zu setzen. Wen oder was ich auf meine Weise verstanden zu haben meine, wird sich ohnehin einem totalen Verstehen entziehen. Und zwar strukturell: Jemand oder etwas bietet kraft seines Selbstseins meinem Verstehen Widerstand. Er ist dieser Widerstand, der mich zum Erkennen (auch meiner selbst) zwingt, und nicht etwa ich selber.

Das Dritte, woraufhin das Denken uns ihm zu öffnen uns bereit macht, wird uns nie zum Besitz eines Wissens. Es ist Offenheit, Transzendenz. Ihm folgend, nehmen wir über den Umweg einer Sache, die wir begreifen, uns selber in Besitz: Wir koevolvieren als Denkende mit dem von uns Gedachten. Die begriffene Sache geht Hand in Hand mit dem Begreifen meiner selbst als *so* Denkenden. Beide führen zu einer neuerlichen Durchdringung dessen, was mich einerseits von innen antreibt bzw. blockiert, andererseits von außen her anspricht bzw. abstößt. Um aus dieser Spannung herauszukommen, muss ich zunächst in sie hineingehen; ich muss sie als diese begreifen und zur Sprache bringen. Über ihren Begriff und Ausdruck lerne ich, mich selber zu begreifen und auszudrücken.

Im Vollzug meines Denkens, darüber, dass ich mich dem sich jeweils öffnenden Dritten von Innen und Außen öffne, tauschen Innen und Außen in mir die Plätze. Denkend mache ich mich zum Medium ihrer wechselseitigen Durchdringung. Im Maße ihrer Durchdringung *werde* ich. Ich beginne, auf mich selber

zurückzublicken, darauf, wie ich vorher war, dachte und empfand. Indem ich mein bis jetzt gelebtes Leben transzendiere, führe ich es erst: Ich folge dem Vor-
 aussein meines objektiven Selbst, indem ich denkend-lernend den sich jeweils
 bietenden Ausweg nehme. Ich nehme ihn aus meinem Bestimmtheit von einer
 Innen-Außen-Differenz heraus auf die je herzustellende Einheit meines eigenen
 Lebens hin.

Autopoiesis oder Die offene Frage der Wirklichkeit

Erkennen ist nicht Verstehen, Denken nicht Wissen. Denken, als Weiterdenken,
 enteignet mich vielmehr meines Wissens, durchbricht dessen temporäre Kohä-
 renz. Darin besteht sowohl das Beunruhigende als auch Tröstende des Denkens.
 Würden wir nicht denken, nicht weiterdenken, würden wir uns nicht immer neu
 dem sich öffnenden Dritten von Innen und Außen öffnen. Wir würden am Ab-
 schlusshaften unseres eigenen Wissens erstarren: Immer schon wissend würden
 wir nichts mehr erwarten; nichts mehr könnte uns überraschen. Es bliebe buch-
 stäblich nichts mehr zu lernen übrig. Es gäbe keinen Anlass, uns weiterzuentwi-
 ckeln. Wir wären eins mit unserem Gewordensein geworden.

Denken führt uns an unsere Grenzen und mit ihnen vor die Relativität unse-
 res Wissens. Relativiert, verunklart sich dessen Klarheit; wir verlieren den Über-
 blick. Der Verlust wissenden Überblicks bringt indes, ausgehalten, ein Mehr an
 Differenziert- und Durchdrungenheit, an Ichstärke. Ich beginne, mich zuneh-
 mend sicherer im Ungewissen zu bewegen, dem sich gerade Öffnenden von In-
 nen und Außen zu folgen. Ich trete aus meinem Umschlossenheit von meinen
 inneren Antrieben und Blockaden einerseits, meinen äußeren Beanspruchungen
 und Festlegungen andererseits heraus. Im Herausgang aus mir bildet sich mein
 Ich als Instanz und Struktur bewältigter Innen-Außen-Differenzen – Bewältigun-
 gen, deren ichstarkes Kriterium es ist, dass sie innerlich-selbstbestimmt absol-
 viert worden sind.

Um der, in diesem Sinne, erfolgreichen Bewältigung der mich bestimmenden
 Innen-Außen-Differenz willen kann es nicht darum gehen, mit meinem Denken
 Recht zu behalten, sondern etwas, das ich nicht schon selber bin, gerecht zu wer-
 den. Denken hilft uns, einer Wirklichkeit näherzukommen, von der wir gleich-
 zeitig wissen, dass wir nie bei ihr ankommen. Es erweitert unser Wissen um das
 Bewusstsein seiner – unserer – Grenzen. Im gleichen Maße hört Wirklichkeit
 auf, ein Referenzbegriff für unser Wissen zu sein, auf den wir uns berufen zu
 können meinen, anstatt bereits weiter, über unser Wissen hinaus, zu denken. Sie
 hört auf, eine triviale Tatsache zu sein, und wird selbst zu einer offenen Frage.

Wie aber der Offenheit dieser Frage gerecht werden, ohne zugleich das Gespür für das Widerständige von Wirklichkeit zu verlieren? Einfach, indem wir uns auf die Differenz von Innen und Außen einlassen, die uns augenblicklich bestimmt. Wir würden die Frage unserer Lebensführung mit der Entdeckung des aktuellen Dritten von Innen und Außen verbinden. Nicht nur, dass wir so unseren Weg durchs Leben nehmen; wir individualisieren uns, indem wir ihn gehen. Eben hierfür aber braucht es das Denken – bedarf es unserer freiwilligen Selbstdezentrierung, um uns aus den Erstarrungen unserer Ichzentriertheit, der Kohärenz unseres Wissens, zu lösen. Was aber ist der Inbegriff des Lösenden, wenn nicht die – und sei es irritierende – Erfahrung von Wirklichkeit? »Wirklichkeit« ist, so verstanden, weniger eine erkenntnistheoretische als die praktische Frage gelebten Versuch-und-Irrtums.⁸

Denkend öffnen wir uns innerlich einem sich draußen Öffnenden. Uns ihm öffnend, *werden* wir: Wir verändern uns auf selbstbestimmte, lernende Weise. Zugleich sind wir auf spezifische, unsere eigene Weise offen; wir denken, nach Maturana und Varela, strukturdeterminiert, als diejenigen Wesen, die wir nun einmal sind. Indem wir auf unsere Weise denken, stellen wir denkend die operationale Geschlossenheit unserer selbst als denkende Personen her. Zugleich sind wir an unsere Umwelt, d.h. aneinander, strukturell gekoppelt: Wie wir für uns selber Einheiten darstellen, stellen wir füreinander Umwelten dar. Wer und wo wir sind, sind wir dank des Zusammenspiels unserer persönlichen Strukturdeklariertheit einerseits mit unserer strukturellen Kopplung aneinander andererseits.

Wir können uns, was draußen ist, was und wer wir selber sind, nie vollständig erklären. Wir wissen nur, dass, was ist, aus Gründen seiner Strukturdeklariertheit so ist, wie es ist: dass ihm – uns allen – etwas Eigenes eignet, das von sich aus auf etwas ihm Äußerliches bezogen ist. Umgekehrt ist dem, worauf etwas bezogen ist, wiederum etwas Eigenes, Innerliches eigen, das seinerseits auf etwas bezogen ist, das von ihm selber unterschieden ist usw. Aller strukturellen Kopplung ans Außen zum Trotz ist alles, was ist, aus sich heraus, was es ist. Woraus aber bezieht es die Kraft dazu – zu sich? Maturana und Varela nennen es »Autopoiesis«.⁹ Sie haben diesen Begriff streng biologisch, aus der selbstrepro-

8 Wie wir noch sehen werden, ist dies der Ansatz von Ernst von Glasersfelds Konzept der »Viabilität« – mit (wie wir ebenfalls sehen werden) problematischen, nämlich neuerlich abschließenden Folgen für unseren Begriff von Wirklichkeit insgesamt: ihrer *Leugnung*.

9 Vgl. im Folgenden Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela: Der Baum der Erkenntnis, S. 50ff.

duktiven Funktionsweise der lebenden Zelle, hergeleitet. So ist die Zelle in der Lage, aus sich heraus Bestandteile zu erzeugen, die sie im Fortgang in ein komplexes Netz von Verwandlungen integriert, das sie in einem generiert und selber durchläuft. Sie schafft sich nicht nur ein inneres Netzwerk, sondern auch schon seinen Rand mit, der es nach außen wie nach innen begrenzt: Indem sich die Zelle nach innen hin teilt, bildet sie ihr eigenes Außen mit heraus, während sie kraft ihrer selbst erzeugten Selbstbegrenzungen ein weitverzweigtes Innen aufbaut und vertieft.

Jeder lebende Organismus funktioniert nach diesem autopoietischen Prinzip. Er zieht sich, wie Maturana und Varela schön sagen, an seinen eigenen Schnürsenkeln empor. Im Maße dieses Sichemporziehens unterscheidet er sich progressiv von dem ihn umgebenden Milieu, an das er zugleich strukturell gekoppelt bleibt. Selbstunterscheidung und -konstitution sind ein und derselbe Vorgang. Was lebt, lebt auf einer Grenze, die es bereits selber darstellt. Ein mit Innerlichkeit ausgestattetes Wesen zu sein, meint nicht, irgendwo drinnen zu sein, sondern sich auf der Innenseite einer Grenze aufzuhalten, die man selbst ist.¹⁰

10 Vgl. Gilbert Simondon: *L'Individu et sa genèse physico-biologique*. Paris 1964. Zitiert nach Gilles Deleuze: *Logik des Sinns*, S. 136.

